



AMPHIBIEN SCHULE EIN VORSCHLAG VON REINHART BUETTNER



Amphibien sind keine besonders schönen, wohlgestalten und angenehmen Tiere innerhalb der uns umgebenden Flora und Fauna, oft sind sie glitschig, glubschäugig und von einer eher komischen Fortbewegungsart, haben etwas von Schlamm, Sumpf, Schleim und schmutzig-trübem Gewässer an sich und sind uns meist nicht ganz geheuer. Frösche, Lurche, Kröten und Unken eignen sich wenig zur menschliche Gesellschaft, sind scheue und irgendwie randständige Lebewesen und wurden in historischen Zeiten hauptsächlich in Begleitung von Hexen, Zauberern und finsterem Gelichter gesehen.

Ihrer eigentümlichen Lebensweise wegen wurden sie als Symboltiere des Übergangs, der Verwandlung und der Dualität seit alter Zeit verehrt und in Mythologien entsprechend eingesetzt. Als Wetterprophet und Gestaltwandler bekannt, taucht der Frosch, der schwanzlose Frosch-Lurch oder Anure in der internationalen Märchenliteratur auf, manchmal als verzauberter Prinz, einander Mal als alter weiser, quakender Mann, der kluge Ratschläge erteilt oder auch in der Gestalt einer schrumpeligen, warzenbedeckten Greisin, die als alte, hässliche Kröte nichts mehr zu verlieren hat und darum immer besser weiß, wo es langgeht. Der Wissenschaft dienten Frösche und Kröten lange als Versuchstiere und landeten schließlich auch auf den Tellern der Gourmets des 18. und 19. Jahrhunderts.

Als Tiere, die in zwei oder drei Elementen zu Hause sind, Wasser, Erde und Luft haben sie nicht nur das Interesse der Zoologen erregt, sondern auch die Paläontologen zu einigen interessanten Hypothesen inspiriert. Die Amphibien gehören zwar zu den ältesten Tieren, die den Planeten bevölkern, Fische und Schwämme sind allerdings noch ältere mehrzellige lebenden Organismen, aber sie sind die ersten Wirbeltiere, die das Land eroberten, also die Pioniere der Landnahme. Besiedlung und Kolonisierung.

Das Land erobern klingt merkwürdig, als hätte unter den Fisch-ähnlichen Lebewesen ein Interesse daran bestanden, sich fremdes Gebiet zu erschließen, um sich darauf breit zu machen und es zu welchen Zwecken auch immer zu nutzen. Wenn das Leben tatsächlich im Wasser entstanden ist, dann hat dieses Wasser auch immer wieder Berührung mit dem Land, sowohl mit dem eigenen Untergrund als auch in Ufer- und Küstennähe. Nachdem ewig lange jedes Angespültwerden den sicheren Tod bedeutete, hatte sich irgendwann das Leben durchgesetzt und in einer Phase der Phylogenese die Hautatmung entwickelt, die im Leben der Amphibien von zentraler Bedeutung ist. Sie mussten also, an Land gespült, nicht mehr

ersticken, sondern konnten die raffinierte Art von Drittlösung verwenden, die es ihnen erlaubte, Wasser und Luft gleichermaßen zu nutzen.

Als Inkarnation des „sowohl-als auch“ dienen die Amphibien der menschlichen Mythologisierung- und Symbolisierungsleidenschaft, mit der sich die Welt zu erklären versuchen, auf vielfältige Weise.

Ähnlich dem Hermaphroditen, dem zweigeschlechtlichen Zwitter beflügelt diese seltene, aber reale Tatsache die Vorstellungen und spiegelt sich in literarisch-philosophischen und künstlerischen Werken, die wiederum Anlass zur kulturellen Weitergabe und Umformung bieten.

Platons Idee vom zweigeschlechtlichen Urmenschen, seiner dramatischen, durch den Neid und Eifersucht der Götter bewirkten Trennung und der resultierenden lebenslangen Sehnsucht hat eine Tradition begründet, die einerseits den Kampf der Geschlechter erklärte und andererseits die Macht des Eros glaubhaft in der Weltentwicklung verankern und begründen konnte.

Eine andere Kuriosität verhalf den Amphibien zu einem bildmächtigen Narrativ. In der Ionischen Naturphilosophie war vom vorsokratischen Empedokles die Zahl der Elemente auf die Vier, von denen wir heute noch sprechen, festgelegt worden: Feuer, Wasser, Luft und Erde. In der Zeit der Griechisch-Römischen Spätantike schrieb Plinius der Ältere (24-79 n.Chr.) in seiner berühmten „Naturalis Historia“, mit ihren 2493 Artikeln in 37 Büchern u.a. über den Salamander:

„So kommt zum Beispiel der Salamander, ein Tier mit der Gestalt einer Eidechse und besterntem Körper, niemals ins Freie außer nach heftigen Regenfällen, er verschwindet sofort, wenn das Wetter besser wird. Dieses Tier ist so kalt, dass es Feuer auslöscht, wenn es dies berührt, wie es auch Eis tut. Es speit auch eine milchige Substanz aus seinem Maul aus, und welcher menschliche Körperteil auch in Kontakt damit gerät, dem fallen sofort alle Haare aus, und er nimmt ein lepröses Aussehen an.“ (B.10, Art.38)

Diese und andere tradierte Kuriosa wurden von beflissenen Buchgelehrten der Folgezeit übernommen, ausgeschmückt und mit weiteren Vermutungen angereichert und erhielt letztlich in der Magie und Alchemie jene fabelhafte Bedeutung, die König Franz I. dazu bewog, den Salamander mit der Devise „Ich nähre und vernichte“ als Wappentier zu wählen. Der Salamander der neben den Tieren der Erde, der Luft und des Wassers als repräsentierendes Symboltier des Elements Feuer bei Plinius auftrat, wurde zum geheimnisvollen zweiseitigen mythischen Emblem, das im Feuer lebt, es einsaugt und speit. Selbst der sonst so Erkenntnis-kritische Leonardo stimmte in das alchemistische Lob des feurigen

Salamanders seines letzten Dienstherrn ein und fabulierte etwas von „Hauterneuerung“ dieses Tieres, als hätte er von der Wichtigkeit der Haut für die Amphibien gewusst und dieses Wissen lediglich mythisch und miraculös eingekleidet.

Nicht einmal in den Methoden ihrer Fortpflanzung sind die Amphibien eindeutig festgelegt. Die meisten legen Eier in Gewässern ab, aus denen sich Larven entwickeln, die sich nach einer Metamorphose in die adulte Gestalt verwandeln. Es gibt aber auch lebend Gebährende, zB den Alpensalamander, aber auch darin sind sie nicht eindeutig; manche verhalten sich wie Säugetiere, manche bringen lebende Larven (Quappen) zur Welt, einige brüten sogar im Maul des Weibchens. Es wurden Exemplare beobachtet, die ihre diesbezüglichen Methoden den jeweiligen Umweltsituationen anpassten.

Sie benehmen sich also wie die Joker der Tierwelt, entziehen sich den menschengemachten Ordnungen, als spotteten sie unseren Versuchen, sie eindeutig und prognostizierbar zu machen.

Weitere Rätsel geben die Amphibien mit ihren Wanderungen auf, die sie in jedem Frühjahr antreten, um ihre über mehrere Kilometer entfernten Laichgewässer aufzusuchen. Erstaunlicherweise sind das jene Gewässer, in den sie entweder selbst geschlüpft sind, als Kaulquappen gelebt haben, oder ihre Metamorphose erlebt haben. Wie die Zugvögel ziehen sie alljährlich bei günstigem Wetter los, durchqueren riskant die Landschaft und viele werden dabei zu Opfern des Straßenverkehrs.

Haben diese Tiere etwas, was man als Gedächtnis bezeichnen könnte, oder ist es blinder Instinkt, der sie antreibt? Spielt der Erdmagnetismus eine Rolle in ihrer Orientierung, oder der Geruchssinn?

Seit einer Studie der Open University in London (2010) wird untersucht ob Kröten als Erdbeben-Frühwarnsystem eingesetzt werden könnten, denn man hatte festgestellt, dass männliche Kröten ungefähr 45 Minuten vor einem Erdbeben in den italienischen Abruzzen plötzlich ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort verließen und sich verkrochen. Die gleichen Fragen wie bei der Orientierung stellten sich erneut, nach Magnetismus, nach dem Geruchssinn und nach der eventuellen Wahrnehmung elektro-chemischer Prozesse.

Die Geheimnisse der Amphibien scheinen, wie die Fragen nach ihrer Nützlichkeit, ihrer Regenerationsfähigkeit, ihrer speziellen Atmung, ihrer Kommuniaktion und ihrer Wahrnehmung nicht enden zu wollen. Ihr komplexes Sinnessystem und ihr Genom sind Gegenstand der Forschung, aber Eile ist geboten, denn Spezies wie der berühmte Axolotl, dieser

rätselhaft ohne Metamorphose im Larvenstand lebende mexikanische Olm und Weltmeister der Regeneration wird bereits auf der roten Liste der bedrohten Arten geführt.
Insekten, Vögel, Amphibien, Korallen, Flechten, Pilze, Bakterien, Schwämme sind lebendige Rätsel, deren Erforschung eine lohnende Kulturarbeit ist und bleibt.

Lebendigen, die Symbiosen und Mischformen haben Menschen von jeher fasziniert und zu Nachahmungen angeregt. Der Kyborg, der technische Android, die Fortschritte in der Polymerelektronik und Bioinformatik haben alle Vorbilder in der Natur, die keineswegs so ordentlich klassifiziert ist, wie wir uns das wünschen. Korallen und Flechten bilden Modelle der Symbiose, Bakterien und Viren machen den Angriff auf biologische Systeme vor, die Amöben und andere Einzeller führen ein weitgehend geheimnisvolles Eigenleben, Sporen bilden Modelle die asexuelle Vermehrung wie auch das Rhizom, das eine Vermehrung durch Teilung zeigt. Die Amphibien sind ein Beispiel für das Nicht-Festgelegte im Bezug auf Gattung, Art und Lebensweise. Grob gesprochen sind sie etwas zwischen Fisch, Reptil, Echse, Wurm und Frosch und dabei noch ausgesprochen individuell, flexibel und erstaunlich anpassungsfähig, so als würde die Natur experimentieren und hätte einige ihrer Experimentalprodukte in eine Probeexistenz entlassen.

Auch darin ein Vorbild, regt sie uns Menschen zum permanenten Experimentieren an und stürzt uns in entsprechende Probleme, die uns als Zauberlehrlinge dastehen lässt. In dieser Weise haben Experimente der Gentechnologie faszinierende und erschreckende Ergebnisse in die ethische Diskussion eingebracht und an der Wissenschaftsfront entsteht extrem Weitreichendes, Kritisierens- und Bedenkenswertes.

Durchforstet man die Liste der zeitgenössisch gebräuchlichen Metaphern, wird man eine beträchtliche Menge aus der Technik stammender Vokabeln finden, aber auch Wortbildungen aus den Namen und Benennungen der Natur und da besonders aus den geheimnisvollen Zusammenhängen der Biologie. Der Klon, die DNA, das Habitat, der Biotop, die Chemie, die stimmt oder auch nicht, die Symbiose, das Rhizom, das Amphibische sind solche Begriffe, die sowohl im fachlichen Diskurs Verwendung finden, als auch im figurativen Sinn gebraucht werden. Die elektronische Datenverarbeitung im Rahmen der ubiquitären Computerei platzt förmlich vor Metaphern, weil die Wortfindung langsamer zu sein scheint als die Technik-Mode und ihre Implementierung in die öffentlichen Verwaltung und das öffentliche Bewusstsein. Das „nicht richtig abgespeichert“ aus der Umgangssprache versteht heute jeder, wie auch die Entschuldigung in der Form, „dass man etwas nicht auf dem Schirm hatte“.

Die eingedeutschten Anglizismen „etwas downloaden“, das „googeln“ als Synonym für suchen, eine Nachricht „verlinken“ und die Rede von den „digital natives“, die digitale Technologien benutzen wie die eigene Muttersprache, sind uns mittlerweile geläufig. Einige Begriffe müssen

inzwischen indiziert werden, weil die Informatik sie im gleichen Wortlaut, aber mit gänzlich anderer Bedeutung benutzt, wie zB die Ontologie, welche man, sofern man sich auf der Suche nach geisteswissenschaftlichen Zusammenhängen befindet, mit „Ontologie (philosophisch)“ kennzeichnen muss.

Dieser Kontextualisierungszwang der Suchmaschinen setzt Hintergrundwissen voraus, nimmt der Metapher ihren Charme, die hintsinnige Überraschung, beraubt sie des Aha-Effekts, trivialisiert sie und verschult ihre rhetorische Verwendung, verkürzt allerdings auch das Suchen nach Information, wenn man denn solche braucht oder haben will.

Nach den Arbeiten von Hans Blumenberg noch etwas Erhellendes über die Metapher sagen zu wollen, ist nicht nur vergeblich, sondern auch überflüssig, denn er hat, wie kaum ein anderer, endlich dieser Sprach-, Denk und Ausdrucksform den Platz in der Philosophie und im Menschenleben eingeräumt, der ihr seit jeher gebührt. Irgendwo in der ersten Reihe nämlich, denn "als Vorfeld des Begriffs ist (sie) in (ihrem) ‚Aggregatzustand‘ plastischer, sensibler für das Unausdrückliche", schrieb er, "weniger beherrscht durch fixierte Traditionsformen. Hier hat sich oft Ausdruck verschafft, was in der starren Architektonik der Systeme kein Medium fand." Die Freiheit den „Denkmöglichen“ wird durch die Metapher nicht nur eröffnet, sondern auch gleichzeitig gefeiert, ebenso der Mut und die lebensspendende Lust der Allusion, von der Souveränität der sprachlichen Horizonterweiterung gar nicht zu reden.

Wenn Wittgensteins Satz aus dem tractatus 5.6 „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ neben der Plausibilität noch andere Wahrheitswerte geltend machen könnte, wäre die Metapher geradezu notwendig für den sogenannten Grenzverkehr. Da, wo Wittgenstein Schweigen gebietet, entdeckt Blumenberg das „Unausdrückliche“ und das „Unbegriffliche“ das gleichwohl zum Ausdruck drängt und im metaphorischen Wahrnehmen, Denken und Handeln einen Weg findet.

Wenn wir uns „das Amphibische“ genauer betrachten, wird uns zunächst ins Auge stechen, das es sich um das Leben in zwei verschiedenen Elementen handelt, das zwei verschiedene Atmungsarten erfordert: Kiemen-Atmung und Lungen-Atmung.

Da es Amphibien gibt, die ausschließlich im Wasser leben und solche, die bisweilen auf der Erde und im Wasser leben, darüberhinaus, solche die den unterschiedlichen Stadien ihrer Entwicklung in verschiedenen Elementen zu Hause sind und solche, die nur zum Laichen Gewässer aufsuchen, während andere sogar lebende Nachkommen gebären, ist in der Natur so

etwas Einzigartiges wie die komplexe Haut-Atmung entstanden, die es diesen Tieren erlaubt, den Sauerstoff, den sie zum Leben brauchen sowohl aus dem Wasser als auch aus der Luft zu beziehen.

Dieses „Sowohl-Als Auch“ erinnert an die Bistabilität, an die Kippfigur des Necker-Würfels, an die FlipFlop-Schaltung aus der Elektronik und die Ambiguität sowohl der sinnlichen Wahrnehmung als auch der Kognition und die entsprechenden Interpretationsanforderungen an das Gehirn.

Überträgt man dieses Alles, quasi als unscharfe „Macro-Metapher“ auf den Menschen und seine Lebensverhältnisse wird man sich unversehens fragen müssen, ob dieses Lebewesen möglicherweise eine Art von „multiphibium“ ist, weil es nicht nur in zwei, sondern in mehreren Lebensformen zu Hause ist, ja gelegentlich sogar gleichzeitig sein muss.

Die unterschiedlichen Anforderungen, die die verschiedenen Lebensbereiche an das selbe Individuum stellen, zwingen es geradezu zu einem permanenten Rollenwechsel, gelegentlich zur Kostümierung und zum halbherzigen Rollenspiel, immer jedoch zu einer Veränderung, die eine in sich ruhende Identität, Ganzheitlich und Selbstsicherheit stark belastet, wo nicht gar gefährdet. Die alltägliche Rollendiffusion ist anstrengend und darf sich nicht zu einer Konfussion steigern, die fast zwangsläufig zu Alkohol- und Drogenabusus führt, muss vielmehr gelernt und geübt werden, um sie distanziert und bewusst vollziehen und leben zu können. Dafür ist eine Amphibienschule gut und nützlich, in der vor allem das zuträgliche und lebenserhaltende „Sowohl-Als Auch“ dieses Tier-Vorbilds trainiert wird.

Das „Switching“ und „Shifting“ zwischen verschiedenen Arten der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns sind die Hauptfächer in der Amphibienschule neben den Grundlagenfächern des Kennenlernens dessen, wohin „geswitcht“ werden soll, oder muss.

Vorbild der Amphibienschule sind die, leider zu selten angebotenen Vorbereitungskurse für den Auslandseinsatz im Diplomatischen Dienst, in denen u.a. inter-, transkulturelle Anforderungen und Fähigkeiten diskutiert und geübt werden.

Das in jeder Beziehung aufschluß- und einflußreichste Fach an der Amphibienschule ist die Kunst in allen ihren Gewerken. Sowohl die noch nicht bekannte als auch die der eigenen Kultur, sowohl rezeptiv als auch produktiv, retrospektiv und prospektiv, erklärend und modellhaft, sowohl die Heimat stiftende als auch die befremdliche und exotische; die Lehrmeisterin sondergleichen.

dass es offensichtlich nichts Selbstverständliches gibt und nur sehr Weniges, was eindeutig, einfach und monocausal ist. Sobald wir diese Einsicht auf andere Gegebenheiten übertragen, werden wir neben der Tatsache, dass wir wenig wissen und dieses Wenige auch nur sehr lückenhaft, feststellen, dass wir genau so wenig wahrnehmen, ungenau und oberflächlich orientierend und froh zu sein scheinen, wenn wir ein einigermaßen stimmiges Weltbild hinkriegen, in dem die Sachen halbwegs zusammenpassen. In der Kunst ist das anders: hier tanzen die Widersprüche, die Phantasmagorien und Behauptungen, leuchten Paradoxien, Differenzen und Lichter im Dunkel, nichts ist gewohnt und routiniert, nichts funktioniert erwartungsgemäß, das Meiste ist neu, überall triumphiert das Experiment, lauern Überraschungen, die Welt ist so, als wäre sie gerade eben erst aus dem TohuWaBohu, dem Wüsten und Leeren geschaffen worden und noch nicht ganz fertig . . .

und dieses Unfertige fordert uns auf, aktiv zu werden, etwas zu tun und wenn es auch nur die Herstellung eines persönlichen Zugangs sein sollte. Dafür haben wir die Kunst, durch sie stellen wir den persönlichen Zugang zur Welt her, der mit dem rätselhaften und unvergleichlichen Fühlen des Neugeborenen beginnt und mit dem Tod des Individuums endet, sofern es nicht irgendwelche Protokolle, Zeugnisse und Dokumente hinterlassen hat, die von seinem persönlichen Zugang berichten und für andere interessant sind. Unter dieser existenziellen und nüchternen Perspektive die Kunst zu betrachten, mag ungewohnt und häretisch klingen, sie erspart uns aber den großen mythologischen Aufwand, die ästhetischen Klügeleien und die verblendete Überschätzung ihrer Wichtigkeit im Hinblick auf Geschichte, Kultur und Gesellschaftsform. Diese Perspektive ist aber wichtig um die tiefe Verbundenheit der Kunst mit den Subjektismus zu verstehen, frühkindliches Kritzeln mit den Leistungen großer Künstler zusammendenken zu können, die Kunst als Teil und Instrument der Weltaneignung zu verstehen und in ihr schließlich jenes unabdingbare Werkzeug zu erkennen, durch das wir uns positionieren und verständlich machen können.

Ein Kind, das den Rhythmus entdeckt, die Farben, die Lichtreflexe, das Rätsel des Schattens, das Betörende des Tons und die Eigenarten des Materials ist ein gutes Modell und Beispiel für die prozessuale und existenzielle Kunstauffassung, von der hier die Rede ist.

Diese in gleicher Weise an der Sinnesphysiologie und der kognitiven Entwicklung orientierte Auffassung, in der der sich das alte Thema von „Begriff und Anschauung“ spiegelt, hat große Ähnlichkeiten mit John Deweys „Erfahrungstheorie“, wendet sich aber auch anderen Aspekten zu.

Sie geht davon aus, dass es verschiedene Arten von Wahrnehmung gibt, die sich nach der Praedisposition des Wahrnehmenden richten und die einerseits in ihrer Selektivität, Qualität und Intensität variieren und andererseits sich in der Interpretation, dem Erkenntnis leitenden Interesse und in ihrer Verwendung unterscheiden.

Zunächst kann man Alltagswahrnehmung und künstlerische Wahrnehmung unterscheiden, da ihre Gemeinsamkeiten sehr gering und für jedermann leicht erkennbar sind. Orientierung, Identifizierung, Raum- und Zeitbezug und Automatisierung spielen in der Alltagswahrnehmung die Hauptrollen, fehlen hingegen fast vollständig in der künstlerischen Wahrnehmung, werden sogar vorsätzlich ausgeblendet, bisweilen sogar interessiert unterdrückt. „Sehen als sehe man zum ersten Mal“ gilt in all seiner Pointierung als hohes Gut, als Gegenkonzept zum identifizierenden Sehen und als probate Erklärung einer Methode innerhalb der künstlerischen Wahrnehmung, hätte allerdings in der Alltäglichen Wahrnehmung katastrophale Auswirkungen.

Dieses „zum ersten Mal Sehen“ ruft Erstaunen hervor, weckt Neugier und regt den Forscherdrang an, dessen „genauer Wissen wollen“ die Wahrnehmung in Beobachtung verwandelt. In der Beobachtung wiederum wird in der initialen Inferenz die erste und frühe Verbindung von Perzeption und Kognition hergestellt, die unser gesamtes sinnliches wie intellektuelles Leben ausmacht und begleitet.

Vita sensualis und vita intellectualis sind kaum voneinander zu trennen, man tut es lediglich aus Gründen der vorübergehenden, analytischen Detailbeschreibung, denn die Verflochtenheit beider, ist derart eng und unauflöslich, dass man diesen Komplex einfach oft mit dem vieldeutigen Begriff „Wahrnehmung“ bezeichnet.

Da sich Wahrnehmung auf alle Sinneskanäle und Empfindungsarten bezieht, inklusive der Beteiligung kognitiver Aspekte, ist dieser Begriff bestenfalls als unscharfer Summenbegriff tauglich, wenn man versucht, die Tatsache zu beschreiben, dass der Menschliche Organismus eine zur Umwelt offene Seite aufweist.

Sobald man dann noch versucht Alltagswahrnehmung von künstlerischer Wahrnehmung zu unterscheiden, wie hier geschehen, muss man sich eingestehen, dass dieses bestenfalls feuilletonistisch gelingen kann, keinesfalls hingegen verlässlich wissenschaftlich, da noch nicht einmal die einschlägigen Wissenschaften in diesen Zusammenhängen eindeutig sind.

Es scheint nur Theorien über die Interdependenzen zwischen den Sinnen und der Kognition zu geben, keine eindeutigen und überprüfbaren Nachweise, nicht einmal solche, welche lediglich die Kooperation und

Kompensation unter den einzelnen Sinnen belegen; also: alles, was in diesen Zusammenhängen als einfach dargestellt wird, muss falsch oder unzutreffend sein oder eine interessierte, aber unverantwortliche Abkürzung.

Solchermaßen „ausgebremst“ und zur Zurückhaltung ermahnt, werden uns die Themen aus dem Curriculum der Amphibienschule noch ungeheuerlicher vorkommen und das angepeilte Switchen und Shiften in schier unerreichbare Ferne rücken.

Aber glücklicherweise ist nicht das gesamte diesbezügliche Geschehen gänzlich unabhängig von unserem Willen und unserer Entscheidung. Zumindest einen kleinen Teil können wir beeinflussen, durch Konzentration, absichtliche Veränderung der Umstände, und zielgerichtetes Experimentieren etwa.

So kann man zB das habituell überhörte Ticken der Uhr durch einen Blick auf den Sekundenzeiger wieder hörbar machen, die regelmäßig übersehene Eigenart der Architekturen auf dem immer gleichen Alltagsweg durch Entscheidung und Vorsatz wahrnehmen, oder die grob gewordene taktile Wahrnehmung durch gezielte Exerzitien üben und verfeinern, etc. Auf diese Weise sind selbst in der bereits entschlossenen, künstlerischen Wahrnehmung noch weitergehende Entscheidungen zu treffen, wie zB das „Beleuchtungssehen“. Dieses ist nur durch eine Verschiebung der Aufmerksamkeitsschwelle zu erzielen, da wir in der Regel Beleuchtung als subattentive Dreingabe unseres alltäglichen dreidimensionalen Erlebens verbuchen und weniger als solche wahrnehmen.

Ähnliches gilt für den Schatten, dessen orientierende Funktion im Raum stärker ist, als sein plastisch-kontastierender Eigenwert.

Die willentliche Verschiebung der Aufmerksamkeitsschwelle ist eines der wichtigsten Werkzeuge der künstlerischen Wahrnehmung, sowohl in konzentrischer als auch in exzentrischer Richtung, auf das Detail gerichtet, wie die interagierende Gesamtheit in den Blick nehmend.

Alles Helle, Rote, Verdeckte, Rauhe, Spiralige, Aufgereichte, Runde, Spitze, Hellgraue, Gemusterte, Spiegelnde, etc. zu entdecken und sammelnd aufzulisten, ist eine gute und beliebte Übung im sinnlichen

Aufmerksamkeitstraining, wie auch andere nach Rudyard Kiplings Roman benannten „Kim-Spiele“, die sich auf weitere Sinne und zu trainierende Organe beziehen.

Das Narrativ von der Weltfremdheit der künstlerischen Wahrnehmung ist eine Verzerrung, die durch die Überschätzung der Alltagswahrnehmung zustande kommt und wesentliche Teile und Zusammenhänge der Realität interessiert, ignorant und diffamierend übersieht und vernachlässigt,

Wahrnehmung und Alltagswahrnehmung ist nur eine von zahllosen möglichen, wie zB die zwischen funktionalistischer Wahrnehmung und proportionaler Wahrnehmung, oder die Kosten-Nutzen-Wahrnehmung im Unterschied zur Beliebtheitswahrnehmung, oder die Logik zentrierte gegenüber der funktionalistischen Wahrnehmung, die moralische und die pragmatische Wahrnehmung, die richtig und falsch-Wahrnehmung gegenüber der erwünscht-unerwünscht-Wahrnehmung. . . etc.

Das hat wohlgemerkt noch nichts mit Urteilen und Handlungen zu tun, sondern lediglich mit den Prädispositionen des Wahrnehmenden, seiner bevorzugten Perspektive und seinem ihn einschränkenden, durch Herkunft und Sozialisation begründeten Blickwinkel.

Diese verschiedenen Arten der Wahrnehmung sind nicht absolut und undurchlässig, sondern frei und unendlich kombinierbar. Nach ihnen und ihrer Mischung gestaltet sich der persönliche Zugang zur Welt, bestimmt ihre Sinnlichkeit und ihre Intellektualität.

Günstig wäre es, wenn man die eigenen Arten der Wahrnehmung kennte und die allfälligen Mischungen bestimmen könnte, weil das die Voraussetzung für einen möglicherweise notwendigen Kompromiss ist, für das intendierte, amphibische „Sowohl-Als Auch“.

Die vorgängige Perspektivenmischung, die die Individualität bestimmt, gibt auch vor wo-zwischen Kompromisse geschlossen werden müssen, denn ein jeder von uns teilt eine Vielzahl dieser Perspektiven mit anderen, nimmt am sozialen Verkehr teil, dem großen gemittelten Rätsel unsere Alltags, Das führt dazu, dass ein Mindestmaß an amphibischem Wahrnehmen, Denken und Handeln von jedem von uns verlangt wird, vor allem von denen, die in Familien leben und eine Vielzahl von Gewohnheiten annehmen müssen, die ihnen ein erträgliches und Reibungen minimierendes Leben garantieren.

Ein beispielhaftes Leben, eines Individuums, das gleichzeitig Familienvater, Ehemann, Hausbesitzer, Stadtverordneter und Parteimitglied, höherer Verwaltungsbeamter, Sportvereinsvorsitzender, Mitglied bei den Rotariern und 2.Kornett im örtlichen Posaunenchor ist, muss mindestens diese neun verschiedene Rollen beherrschen, um ein durchschnittliches Mitglied der Gesellschaft zu sein, ohne besondere Auffälligkeiten oder Auszeichnungen. Das Switchen zwischen diesen Rollen muss ihm zur Selbstverständlichkeit geworden sein, er muss es geübt haben, um möglichst souverän damit umgehen zu können. Wenn es dann noch dem heimlichen Wunschberuf des Kammersängers im Fach Bariton irgendwie nachkommen möchte, wird es schwierig und braucht eine spezielle Form der Disziplin.

Darum geht es in der Amphibienschule, „spezielle Disziplin“; was so viel bedeutet wie, seinen Leidenschaften genügend Raum geben, ohne die restlichen Pflichten zu vernachlässigen, das was als normal angesehen wird, spielend zu absolvieren, um sich gleichzeitig dem widmen zu können, was Freude und Erfüllung verspricht.

Da die berufliche Identität längst nicht mehr die Rolle wie vor 100 Jahren spielt, weniger stabilisierend wirkt oder Sicherheiten bietet, wird die Doppel- oder Mehrfachberuflichkeit oder auch das alternierende Berufsleben samt -wechsel zunehmen, ohne dass die damit konfrontierten Menschen hinreichend darauf vorbereitet wären. Was in dieser Lage aus den zum Hobby degradierten Wünschen, Vorlieben und heimlichen Stärken wird, ist durchaus fraglich, da es sehr viel weniger sogenannte „Sinecure-Berufe“ als in früheren Jahrhunderten geben wird.

Die spezielle Disziplin, die in der Amphibienschule gelehrt wird, besteht aus: 1) gnothi s'auton 2) Hierarchien der Ich-Nähe 3) Neudefinition von Profi und Amateur 4) Praxis des reflektierten Dilettantismus 5) Zeitmanagement 6) entlastende Routinen und Rituale 7) Haupt- und Nebensachen 8) Auszüge aus der Geschichte der Polymathie, des Generalismus und des Multitasking.

Zu diesen einzelnen Fächern der Amphibienschule bleibt nicht viel zu sagen, da sie meist selbsterklärend sind, außer vielleicht den ersten beiden, die entweder aus der Antike stammen, oder aus der modernen Psychologie. Kein Mensch weiß, wer den Spruch in der Vorhalle des Appollotempels in Delphi angebracht hat, es gibt nur Vermutungen, die von Chilon von Sparta über Thales, Heraklit bis zur Pythia selbst reichen, der orakelnden Priesterin in Delphi, die halb benebelt und in Trance ihre Weissagungen auf einem Schemel über einer dampfenden Erdspalte sitzend von sich gab. Der Imperativ hat zu vielen Interpretationen und Auslegungen geführt, von der Einschüchterung im Sinne von „sieh doch mal wie klein und unbedeutend du bist“ bis hin zum aufklärerischen „Erkenne dich selbst“ im Sinne von: denn nur dadurch kannst du andere und die Welt verstehen. Es wäre kein geheimnisvolles Orakel gewesen, wenn es keine verschiedenen Auslegungen gegeben hätte, und so wundert es kaum, dass der Neuplatoniker Porphyrios eine ganzes Werk diesem Spruch widmete oder Abelard im frühen Mittelalter ihn zu Grundlage der Ethik machte. Eng mit dieser antiken Aufforderung verbunden, ist das zweite Fach im Curriculum der Amphibienschule, das mit „Hierarchien der Ich-Nähe“ bezeichnet ist. Hier wird eine Klärung dessen gewünscht, was der eigenen Person am wichtigsten ist, wo ihre Präferenzen liegen, was sie am Liebsten tut und wovon sie glaubt, dass es sie ausmache.

Das klingt einfacher als es der Tat ist, denn unsere „innere Zensur“ hindert uns in aller Regel daran, dieses offen und ehrlich festzustellen. Da wir bevor wir etwas anderes sind, vor allem „egomane Kindsköpfe“ sind, die nur mit Mühe zu sozialen Wesen herangebildet werden und uns unserer Wünsche zu schämen gelernt haben, erreichen wir nur selten die Reife, die es uns erlaubt, souverän und verträglich mit unseren Wünschen, Bedürfnissen und Vorstellungen umzugehen.

Ein großer Teil dessen, was die Psychologie der Schicht des „Es“ zuschreibt, bleibt unter dem Deckel der Erziehung, muss dort bleiben, um uns ein sozialverträgliches Leben zu ermöglichen und darum sind uns in der Regel ganze Teile der eigenen Person verdeckt, unzugänglich, sogar verborgen, aufklärungsresistent und manchmal sogar angstbesetzt.

Genau darum geht es in diesem zweiten Fach, das eine ins Praktische erweiterte Anwendung des „gnothi s'auton“ ist, denn merkwürdigerweise leben wir von diesem Verborgenen und „Verdrängten“, beziehen von dort einen großen Teil unsere Energie, Einsatz- und Durchhaltebereitschaft.

Die Rede von der Ich-Nähe geht von einer räumlichen Vorstellung aus, die den Bereich des Ich als einen Kreis innerhalb des Gesamt-Kreises der Person ansieht, zu dem bestimmte Dinge, Sachverhalte und Tätigkeiten eine bestimmte räumliche Nähe aufweisen, wohingegen anderes sich weiter davon entfernt aufhält. Von „zentral“ soll hierbei nicht geredet werden, weil es zu vollmundig und dramatisch im Rahmen eines solchen tentativen Modells wäre.

Aus der gestuften Nähe ergibt sich eine gewisse Hierarchie, die in der alten Charakterologie und Typologie zu festen begrifflichen Klassifikationen geführt hat (OCEAN-Modell, DISG-Modell, Temperamentenlehren, C.G.Jung, Konstitutionstypen, etc...) die aber ihrerseits durch die Nähe zum Prokrustesbett viel Unheil gestiftet haben und darum durch andere flexiblere Modelle ersetzt werden sollten.

Aus den Hierarchien ergeben sich die Kompromisse des Switchings, bei denen nicht vergessen werden darf, dass eines nur auf Kosten eines anderen bevorzugt resp. vernachlässigt werden kann.

Ein stetiges Abwägen ist die zwangsläufige Konsequenz und für die anfallenden Entscheidungen brauchen wir die Hierarchie der Ich-Nähe.

Ein gutes Hilfsmittel zur Klärung der Hierarchie ist die Feststellung dessen, worüber ich Tag, Stunde, Termine, Hunger, Durst, die Schmerzen und körperliche Befindlichkeiten vergesse, muss eine große Ich-Nähe aufweisen und offensichtlich in der Hierarchie weit oben anzusiedeln sein.

Andere Kriterien, wie übermäßige Betroffenheit, Sensationen des Solarplexus, erhöhter Puls und Transpiration, etc. sind denk-, vorstell- und beobachtbar.

Die Interdependenzen zwischen entlegenen erscheinenden Qualitäten, zwischen Eigenschaften, die scheinbar zu unterschiedliche Dimensionen gehören, aber auf irgendeine Weise doch miteinander zusammenhängen, gilt es in besonderer Weise zu beachten. So zB zu Punkt 8 des Pensums: zwischen breit und flach auf den Gebieten des Wissens und der Empfindungen.

Polymathie setzt zwar eine Breite von Interessen und Beschäftigungen voraus, hat aber häufig eine geringere Detailkenntnis zur Folge. Was den oberflächlichen „Vielwisser“ aber von einem seriösen Polyhistor unterscheidet, ist eine andere, zusätzliche Art des Wissens: das sogenannte Zusammenhangswissen, samt den daraus erwachsenden Hypothesen. Vertiefte Detailkenntnisse und vereinzeldes Fachwissen leidet oft an einem Kontextmangel, der sie isoliert und für Fachfremde unfruchtbar macht. Kontextualisierung und Isolierung im Wechsel und spielerisch zu betreiben ist daher eine brauchbare Übung, die zwar zunächst ungewohnt erscheint, aber sinnstiftend ist und das Denken trainiert.

Wenn ich nun behauptete dass etwa, um über gelungene Kompromisse zu einem Switching zu gelangen Mut und Phantasie gehörte, hätte ich so gut wie gar nichts gesagt, denn diese billige und reichlich abgegriffenen Floskeln ist leider nicht weit entfernt von nichtssagenden Sonntagsreden, obwohl sie im Grunde nicht falsch ist.

„Mut und Phantasie“, was soll das sein, woher und worauf kann man sie beziehen, wie zeigt sich eine solche Haltung und kann man dergleichen überhaupt verlangen?

In ihr verbirgt sich jener alte Adhortativus, der von einer experimentellen Haltung zum Leben spricht, der grundlegend für die amphibische Existenz ist, die wenig Festes, Routiniertes, und kaum ein „immer wenn-dann“ kennt. Also eine reichlich verwegene und gefährliche Haltung, eng verwandt mit dem ebenfalls vermessenenen „Sapere aude, habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“ das durch Kant 1784 zum Leitspruch der sogenannten Aufklärung wurde.

Kann das überhaupt gelingen, wird man sich fragen müssen und überall nach Rat und Orientierung Ausschau halten, um in einer Welt der Widersprüche und Machtkämpfe nicht zu verzagen.

Eine Lösung des Problems könnte in der Transformation der Nomina in Verben bestehen, was so viel heißt wie, aus Begriffen Aktionen ableiten, oder aus dem Denken zum Handeln zu kommen. Das setzt wiederum jenen Inferenz-Progressus voraus, der von der Wahrnehmung zum Denken führt. Vorbild dieses grammatischen Modells ist die eigenartige lateinische Konstruktion des A.c.I., des Accusativus cum Indicativo, die bezeichnenderweise nach den Verben, des Sehens, Hörens, Vermutens,

Denkens, Wünschens, Hoffens und Erwartens angewandt wird und sogar die unpersönliche oder überpersönliche Bedeutung des „man geht davon aus, dass...“ annehmen kann.

Wie aus dem Lateinunterricht Erinnerung ist es nicht immer leicht diesen A.c.I. zu erkennen, man muss ihn aber ausfindig machen, um den ganzen Satz zu verstehen. Ins Metaphorische übertragen hieße das, dass man den Zeitpunkt, zu dem sich die Wendung des Begriffs zum Handeln vollzieht, den „Kairos“, abwarten muss, um zu einem gelingenden Handeln fortzuschreiten . . . und das ist ein Prozess, der aus der Kunst bekannt und wohlvertraut ist.

Syntaktische Nominalisierung und im Gegenzug dazu Verbalisierung, dh. einerseits Verdinglichung/ Vergegenständlichung und andererseits Handlung/Formulierung sind die alternierenden, dialektischen Pole in deren Spannung zueinander Kunst entsteht, die ihrerseits den persönlichen Zugang zur Welt prädiponiert und dokumentiert.

Die Künste, sowohl als Prozess als auch als Dokumente sind u.a. darum so interessant, weil in ihnen exemplarisch persönliche Haltungen und Zugänge zur Welt sichtbar werden, die man sonst nirgend so anschaulich und umfassend wahrnehmen kann. Nicht nur intellektuell, wie etwa in der Literatur und Philosophie, sondern zugleich sinnlich und mental, alltäglich und exzeptionell, konfessionell und spekulativ. Exemplarisch darum, weil es *die* Haltung und *den* Zugang zur Welt nicht gibt, sondern nur jeweilige Versionen, Formen und Ausgaben davon, die neben der individuellen Unterschiedlichkeit auch noch zeitlich variieren.

In diesem riesigen Weltarchiv der Haltungen und Zugänge finden sich Zeugnisse der Weltzugewandtheit wie solche der Weltverneinung und -abgewandtheit, genaue und ernste Protokolle neben modischem Tand und Talmi, Hintergründiges neben Oberflächlichem, Eindimensionales neben Amphibischem, Dramatisches ebenso wie Belustigendes, Schönes und Hässliches, aber auch Beispielhaftes, Vorbildliches und Verehrens würdiges.

Wir befinden uns demgegenüber in der privilegierten Position, wie nur wenige vor uns, uns eine Haltung und einen Zugang aussuchen zu können und machen erstaunlich geringen Gebrauch davon, stochern stattdessen lieber in Nebel der Zukunft und hoffen auf Beute aus dem Ungefährten. Belehrung und Bildung durch die Geschichte sind uns fremd geworden und verschwinden im billigen Historismus medialer Herkunft und die Schere der Ungleichzeitigkeit zwischen Zivilisation und Kultur, wie auch die, zwischen wirtschaftlichem und kulturellem Internationalismus öffnet sich bedrohlich. Aber Klagen und Lamentieren steht nicht auf dem Stundenplan der Amphibienschule, sondern ein kluges und belehrtes Sowohl-Als Auch,

was in diesem Zusammenhang bedeutet, sowohl analytische Kulturkritik üben, als auch bedenkenlos und ungeschützt Vorschläge machen und unterbreiten.

Die Entscheidung für das amphibische Sowohl-Als Auch verblüfft und macht unsicher, weil wir gelernt haben, dass das Entweder-Oder zum moralisch Eindeutigen führt, scharfe Abgrenzungen bevorzugt und das Ja und das Nein als den unvereinbaren und absoluten Gegensatz versteht. Obwohl ein jeder weiß, dass es das Schwarz -Weiß weder gibt, noch vorstellbar noch auch realistisch ist, tun wir beständig so, als gäbe es keine Grauwerte, Zwischentöne und Übergänge.

Wenn wir stattdessen die sowohl-als auchs dieser Welt sammeln, katalogisieren und ihnen einen diskutierbaren Stellenwert verschaffen würden, statt sie ständig mit dem Etikett Tertium unbesehen und eilfertig auszuschließen, wären wir besser beraten und dem Amphibischen schon deutlich näher.

Amphibische Existenz ist gewiss anstrengender als eindimensionale oder ein-elementige Lebensformen, aber sie ist bedeutend reicher weil vielgestaltiger. Auf die menschliche Aktivität übertragen, hieße das, dass die Erfahrungen, die durch eine amphibische Lebensgestaltung möglich werden entsprechend breiter und wertvoller sind als die anderer Lebensformen.

Dieser trivialen Logik steht leider meist unsere Bequemlichkeit, Trägheit und die Neigung zur Ausbildung von Gewohnheiten entgegen, die nicht selten in der fatalen Verwechselung von Gewohnt und Richtig mündet.

Welches die Elemente sind, zwischen denen „geswitched“ wird, bleibt dem Individuum überlassen. Ob sie Kunst und Wissenschaft heißen, Alltäglich und Exzeptionell, Heimlich und Öffentlich, oder Pflicht und Neigung, Börse und Spieltisch, Gewissenhaft und Großzügig, Angestellter und freier Unternehmer, Asket und Genüssling, Realist und Träumer oder Einheimisch und Exotisch ist gleich und kann nach Belieben gewählt werden. Es müssen auch keine direkten Gegensätze sein, wie die hier aufgezählten, wichtig ist und bleibt der bewusste, wohlterminierte und selbst verantwortete Rollen- und Dispositivwechsel.

Die Großmetapher Amphibium steht letzten Ende für nichts anderes als für ein kultiviertes Sowohl - Als Auch, das aus der heimlichen Hochachtung in eine allgemeine und öffentliche überführt werden muss, weil wir uns in einer Phase der multiplen Identitäten bewegen, die wir aber noch immer verstecken und leugnen, weil sie unverständlicher Weise einen schlechten Ruf genießt.

weil der Eindruck entstehen kann, als werde hier eine Anleitung zum Erwerb einer Persönlichkeitsstörung angeboten.

Das hat eine bedenkenswerte Vorgeschichte, die aus dem Themenkomplex der „Psychiatrie-Psychologie- Soziologie-Ideengeschichte“ stammt, der von unklaren Verhältnissen, Wissenschaftsmoden, Zeitgeist, publizistischen Zwischenrufen und voreiligen Urteilen geprägt ist.

Die Schlagworte in diesem Zusammenhang heißen „multiple Persönlichkeit“, „dissoziative Identitätsstörung“, ICD-10-Code: F44.81 „Multiple Persönlichkeitsstörung“ und werden als seltene Erkrankung gelistet, die häufig fehldiagnostiziert werde.

Es wäre nicht das erste Mal, dass eine seltene, psychische Auffälligkeit unbekannter Herkunft und/oder Ursache zunächst als psychiatrischer Befund eingestuft wird und nach einigen Jahren (zwischen 30 und 50 Jahren) als seltene Variante des Normalen erscheint. Beispiele dafür sind die Dyslexie, die Dyskalkulie, die Apophänie und Pareidolien und das sogenannte Asperger Syndrom, als leichtere Version des Autismus.

Liest man das, was unter Multipler Persönlichkeitsstörung veröffentlicht und das was unter entsprechenden Therapiemaßnahmen empfohlen wird, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als zweifelten die Autoren selbst am Krankheitswert der beschriebenen Störung. Die Therapien unterscheiden sich kaum von Empfehlungen gut erzogener, kultivierter Umgangsformen, wenn von „Ernst-nehmen“, „Verständnis-zeigen“ und „keinen-Druck-ausüben“ gesprochen wird, so dass unwillkürlich die Frage auftaucht, ob wir uns möglicherweise bereits in der zuvor erwähnten Übergangsphase vom historischen psychiatrischen Befund zur zeitgenössischen Variante des Normalen befinden.

Verantwortlich dafür mögen zweierlei Entwicklungen sein, die zunehmende Differenzierung im Fach Psychiatrie und die Weiterentwicklung des statistischen Methodenkanons. Dazu kommt eine Denkweise, die einer groben Einteilung in Klassen, Taxa, Typen und Kategorien die Beachtung von Übergängen auf einem Kontinuum gegenüberstellt und damit zu brauchbareren, realistischeren Diagnosen und Prognosen findet.

Es ist durchaus denkbar, dass soziale Erfordernisse eine Multiplizierung der Persönlichkeiten innerhalb eines Individuums erzwingt, oder das Individuum sich genötigt sieht, seine Identität aus mehreren Quellen zu beziehen und zu konstruieren.

Das Ideal, von dem die Anthropologie und die Sozialwissenschaften ausgehen, ist die Identität eines Individuums, die sämtliche, auch die disparaten Eigenschaften, Werte, Gefühle und Vorstellungen integrieren

konnte und hat dieses seltene Ideal schlicht zur Norm erklärt, mit den bekannten verheerenden Folgen.

Jede Abweichung von dieser absolut unwahren und irrigen-künstlichen Norm wurde zur Störung erklärt und die solchermaßen Gestörten wurden entweder in die Gefängnisse oder die Hospitäler eingewiesen und Sonderbehandlungen überantwortet. (s. Foucault)

Um dieser Grausamkeit zu entgehen, geht die Amphibienschule mit ihrem Sowohl-Als Auch-Curriculum den Weg des offenen Kompromisses.

Man kann ihr das als Charakterlosigkeit vorwerfen, was es im Missverständnis der traditionellen „Heldenschule“ auch wäre, ihr liegt aber die gedankliche Vorarbeit zu einem Überlebenstraining zu Grunde, das Souveränität, Bildung und das was man kultivierte Humanität nennt, voraussetzt. (Boccaccios Erzählung und Lessings Nathan lassen grüßen)

Dass die Amphibienschule im Grunde ein Teil der allgemeinen Schule sein müsste, versteht sich, aber da sie es nicht ist, muss sie unter den weiterführenden Fortbildungen rangieren, die der grassierenden Ideologisierung, Fraktionierung und jedem triefenden Bekenntum entgegenwirkt. Das Ziel ihrer Erziehung ist weder die Neurose, noch der Rückzug, noch gar der Escapismus, sondern das, was man einmal mit Kant den „mündigen Bürger“ genannt hat; wozu anzumerken bleibt, dass nicht der Bourgeois, sondern der Citoyen gemeint ist, und nicht nur dieser, sondern vielleicht sogar der vielfach belächelte „Bildungsbürger“, ein deutsches Konzept, das leider in keine andere europäische Sprache adäquat übersetzt werden kann. (die Bougeoisie éduquée, the educated Middelclass, la borghesia colta beschreiben etwas anderes als die tief verinnerlichte Kultur etwa des deutschen, nachreformatorischen Pfarrhauses, oder auch die Leitgedanken des historischen, sogenannten Kulturprotestantismus [Schleiermacher und die Folgen] des 18. und 19.Jahrhunderts)

Da „Identitätsstörungen“ mittlerweile zum verbreiteten Normalzustand unserer Befindlichkeiten mutierten, kann die statistisch begründete „Störung“ entfallen. Bleibt die Multiple Persönlichkeit übrig, unbewertet, phänomenologisch deskriptiv und ohne diskriminierenden Krankheitswert, was der Titel eines Bestsellers der letzten Jahre ausdrückt: „Wer bin ich und wenn ja, wie viele“ von Richard David Precht, in dem er nichts weiter tut, als die bekannten vier Grundfragen Kants (Was kann ich wissen, Was soll ich tun, Was darf ich hoffen, Was ist der Mensch?) etwas entstaubt und zeitgemäß locker zu explizieren.

Eine reflektierte und entschieden multiple oder plurale Persönlichkeit ist eine rare Erscheinung, da die Angst vor einer Diagnose als präpsychotische Persönlichkeit meist Verheimlichung begünstigt. Lavierte und diffuse Formen hingegen sind häufiger, werden oft ironisch bemäntelt und scherzhaft „zugegeben“ und verraten dadurch die Schwierigkeit, diese Eigenart sozial, seriös und ohne Überheblichkeit zu vermitteln.

Beherrzte Amphibien haben es dagegen leichter, weil Doppelidentität seit dem vergangenen Jahrhundert fast zum guten Ton gehört. Er ist zwar Anwalt, aber ein begnadeter Cellist, der seinem Lehrer XY alle Ehre macht ist ein gängiger Smaltalk im Vestibül, über jemanden, der seine Neigung aus mancherlei Gründen nicht zum Beruf gemacht hat.

Das möchte die Amphibienschule in ein „er ist Anwalt und ein sehr guter Cellist“ verwandeln, das *u n d* mit gelassener Selbstverständlichkeit formulierend, die den Mehrwert des amphibischen Sowohl-Als Auch zum Ausdruck bringt.

Um nicht zu verlernen etwas mit Engagement, Leidenschaft und dem sprichwörtlichen Herzblut zu tun, eine Tätigkeit überhaupt lieben zu können und daraus Kraft und Lebensmut zu schöpfen, sollten und müssen wir ein amphibisches Leben ernst nehmen und die diesbezüglichen Möglichkeiten konstruktiv diskutieren.

Wohlan denn . . . seien Sie bitte ein Frosch, womöglich einer von der Art, die verlorene goldene Bälle aus der Tiefe des Brunnens heraufholen . . .

Danke